

»Fastnacht der Hölle«

Der Erste Weltkrieg und die Sinne

Sebastian Dörfler

»Fastnacht der Hölle« – so umschrieb Ernst Jünger die apokalyptischen Eindrücke, die im ersten voll industrialisierten Krieg auf die Soldaten einstürmten. Die gleichnamige Ausstellung des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg versucht zu rekonstruieren, welche Reize die sinnliche Wahrnehmung von Kriegsteilnehmern, aber auch Zivilisten zwischen 1914 und 1918 vor ungeahnte Herausforderungen stellten. Sie fragt wie die Menschen den Krieg sahen, hörten, rochen, schmeckten und fühlten. Ausgewertet wurden dafür Tagebücher und Feldpostbriefe von Menschen aus Baden und Württemberg. Desillusionierte Soldaten, von der Familie getrennte Familienväter, besorgte Eltern und verzweifelte Hausfrauen kommen zu Wort.

Visuell erzeugten die Kämpfe sowohl »großartige Schlachtenpanoramen« als auch »schreckliche Bilder« von zerstörten Landschaften und entstellten Leichen »ohne Gesicht«. In der Heimat bekam man jedoch nur Bilder von fröhlichen Soldaten zu sehen. Selbst Aufnahmen aus Lazaretten zeigten eine heile Welt mit einem »Zauber von Heiterkeit«.

Zu hören war an der Front die »Höllmusik« tausender Geschütze. In Städten wie Freiburg, Karlsruhe, Mannheim oder Stuttgart ertönten hingegen »Sirenen und Alarmschüsse«, die vor Fliegerangriffen warnten.

Den Geruchssinn stellte der Gestank »Hunderter von Toten« auf die Probe, vermischt mit den Ausdünstungen von Latrinen und Giftgas. In der Heimat konnten sich die Menschen wegen Seifenmangels nicht mehr richtig waschen. Freiburger Lehrer stöhnten über die »mit Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre« in den Klassenzimmern, wo sich schmutzige Kinder drängten.

Ebenso unangenehm waren die Geschmackserlebnisse im Krieg. Nahrungsmangel infolge der britischen Seeblockade führte dazu, dass Steckrüben den Speiseplan dominierten: Sie dienten zur Zubereitung von Marmelade, »Koteletts«, Aufläufen oder sogar Kaffee.

Gefühlt wurde der Krieg in den Lazaretten hinter der Front und in der Heimat. »Traurige Ladungen« von jungen Menschen kamen z. B. in Breisach an. Die »vielen Fingeramputationen« machten dort eine jüdische Krankenschwester »ganz fertig mit den Nerven«. Zu den körperlichen traten seelische Schmerzen: Ungefähr 80 000 württembergische und 60 000 badische Soldaten starben und ihre Angehörigen mussten auf die ein oder andere Weise ihre Trauer verarbeiten. Die Witwe von Wilhelm Glenz aus Seefeldern etwa trug zum Andenken an ihren Mann den Granatsplitter um den Hals, der ihn getötet hatte.

Eine Ausstellung über die Sinnesgeschichte des Krieges

»Um 10 Uhr beruhigte sich diese Fastnacht der Hölle allmählich«, schrieb der wohl berühmteste badische Kriegsteilnehmer, Ernst Jünger, über einen Gefechtstag an der Somme 1916.¹ Diese Metapher verweist auf die Mischung aus Faszination und Grauen, welche die entfesselte Kriegstechnik bei den Soldaten auslöste. Der württembergische Leutnant Adolf Mann beschrieb seiner Frau am ersten Juli 1916 den Beginn der Schlacht an der Somme, den er aus einer rückwärtigen Stellung beobachtete: »Das Schauspiel vorhin war wieder prächtig, [...] rote, weiße, grüne Leuchtkugeln, Blitz auf Blitz der platzenden Schrapnells, Maschinengewehre knattern und ohrenbetäubend ist der Lärm der Kanonen für ein paar Augenblicke [...].« In vorderster Front konnte die sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit der Männer mit diesen Eindrücken kaum noch Schritt halten: »Wer in solch höllischen Angriffen nicht den Verstand verlor, muß zum mindesten für viele Dinge das Gefühl verlieren. Zuviel des Gräßlichen, zuviel Unerhörtes stürmte auf die armen Kerle ein. Es ist mir unverständlich, wie all das ertragen werden kann. Unser kleines, armes Hirn fasst das alles ja gar nicht«, bekannte der Student Hugo Steinthal.²

Wer heute versucht, die Kriegserfahrung der Menschen zwischen 1914 und 1918 nachzuvollziehen, muss daher insbesondere ihre sinnliche Wahrnehmung berücksichtigen. Was geschah im ersten voll industrialisierten Krieg mit den menschlichen Sinnen, welche Schäden trugen sie davon, welche Technik sollte sie schützen oder sogar verstärken? Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart versucht mit der Sonderausstellung »Fastnacht der Hölle – Der Erste Welt-

krieg und die Sinne«, Antworten auf diese Fragen zu finden. Die Schau untersucht hierfür verschiedene Erfahrungsräume, in denen der Krieg unterschiedliche Sinneseindrücke erzeugte. Die Front, an der das eigentliche Kampferebnis stattfand, die Etappe dahinter und die Heimat. Die Zitate von Mann und Steinthal zeigen schließlich, dass der Standort für die Art der sinnlichen Wahrnehmung entscheidend war.

Der vorliegende Beitrag zeichnet wichtige Inhalte der Schau nach. Er stützt sich maßgeblich auf den gleichnamigen Katalog zur Ausstellung und will aufzeigen, welchen Beitrag eine »Sinnesgeschichte des Krieges« zum Verständnis der damaligen Kriegserfahrung leisten kann.

Die Sinneseindrücke an der Front

»Nur einmal heraus aus diesen Erdlöchern, [...] der Stellungskrieg passt für [...] Molche und Maulwürfe«, klagte 1916 Leutnant Paul Ludwig aus Tübingen.³ Die Folge des für den Weltkrieg charakteristischen Grabenkriegs war eine extreme Einengung des Blickfelds. Selbst in Zeiten geringer Gefechtstätigkeit konnte es tödlich sein, den Kopf über den Boden zu heben, da gegnerische Scharfschützen nur auf solche Gelegenheiten lauerten. Um gefahrlos aus dem Graben sehen zu können, wurden spezielle, periskopartige Spiegeloptiken benutzt: »Wenn schwere Sachen kommen, flitzen wir wie die Wiesel in die Löcher [...]. Dann wird die Erdoberfläche durch lange Spiegel beobachtet«, schrieb Ernst Jünger seinem Bruder Friedrich Georg 1915.⁴ Paradigmatisch für das »Sehen« im Grabenkrieg wurde der Blick durch das »Scherenfernrohr«, bei dem die Objektive über den Rand des Grabens hinausragten,

der Betrachter darunter jedoch in Deckung bleiben konnte.

Zu hören gab es hingegen umso mehr. Offizierstellvertreter Immanuel Fischer berichtete im Juni 1915 aus Flandern seiner Mutter in Schorndorf: »Die Engländer [...] haben den Infanterieangriff mit einem geradezu unheimlichen Artilleriefeuer eingeleitet. Davon werdet Ihr Euch zu Hause nie eine Vorstellung machen können: ein schweres Gewitter erscheint demgegenüber ungefährlich. [...] Man meinte, das Ende der Welt sei gekommen.« Es ist wenig verwunderlich, dass angesichts dieser Großangriffe auf das Gehör Trommelfellverletzungen 6,4% der Gesamtverluste ausmachten. Zum Schutz der Ohren setzten viele Soldaten auf das 1907 patentierte »Ohropax«. Die Wachsstöpsel fanden großen Absatz und die extra hergestellte »Armeedose« stellte den Männern in Aussicht, ihre Ohren »gegen die Schallwirkung des Kanonendonners« zu schützen.⁵

Neben dem Lärm belastete der Gestank des Krieges die Männer an der Front. In den Gräben roch es nach Dreck, Latrinen, ungewaschenen Kameraden, Explosivstoffen – und Leichen. Adolf Mann notierte am 28. Mai 1915 in seinem Kriegstagebuch: »In [...] Schützenlinie liegen die toten Engländer 50–60 m vor unserem Graben, schon in dem ekelhaften Anfangsstadium der Verwesung mit furchtbarem Gestank.« Gegen den olfaktorischen Angriff auf die Sinne gab es praktisch keinen Schutz. Der württembergische Soldat Brückner versuchte, den Gestank mit Parfüm zu bekämpfen: »Die Leichname [...] verbreiten einen äußerst unangenehmen Geruch. [...] Ich möchte Euch bitten mir Odo-Cologne Wasser zu schicken«, schrieb er seinen Eltern.⁶

Eine absolute Besonderheit des Weltkriegs war das erstmals eingesetzte Giftgas. Einen



Deutsches Scherenfernrohr 09 von 1918
(Foto: Bernd Eidenmüller)

deutschen Chlorgasangriff bei Reims rochen selbst die Menschen im über 18 Meilen entfernten Châlons. Britische Truppen erhielten die Warnung, Phosgen rieche wie »frisches Heu«. Wenn die Soldaten ihre Gasmasken anlegten, litten sie unter der ständigen Furcht, plötzlich Gas zu riechen und dadurch zu wissen, dass ihr Schutz undicht war. Die Masken, mit denen die Soldaten auf beiden Seiten ausgerüstet wurden, erwiesen sich jedoch als ziemlich effektiv. Giftgas war für nicht einmal ein Prozent der Kriegstoten verantwortlich. Die Angst vor der neuen Waffe und einem qualvollen Erstickungstod war größer als die reale Bedrohung. Konventionelle Waffen erwiesen sich als weit gefährlicher.⁷



Deutsche Gasmasken von 1916
(Foto: Bernd Eidenmüller)

Im Augenblick der Verwundung fühlten viele Opfer kaum Schmerzen. Der württembergische Oberleutnant Konrad Gaiser schrieb über seine Verletzung Ende August 1914 in Nordfrankreich: »Von Schmerz war gar keine Rede – Schmerzen kamen erst viel später. Nur ein kleiner, dumpfer Schlag irgendwo im Kopf [...].« Nach dem ersten, lähmenden Schock litten die Getroffenen dafür umso mehr. »In Varennes [...] hatte [...] ein größeres Gefecht stattgefunden; viele Verwundete schrien erbarmungswürdig die ganze Nacht hindurch. Am Morgen fand ich einen Franzosen im Graben. 2 Tage und Nächte lag er mit zerschossenem Bein schon da«, berichtete Richard Fischer am 28. September 1914 seiner Mutter in Schorndorf.⁸ Verwundete konnten oft tagelang nicht ge-

borgen werden, da sich die Sanitäter nur während kurzer, eigens mit dem Feind vereinbarter Feuerpausen zu ihnen wagen durften.⁹

Neben Schmerzen fühlten die Männer an der Front die Unbilden der Witterung. Für Ernst Jünger stand fest, »dass kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft des Menschen so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte«. »Die Leute müssen hier unten viel Posten stehen – 2 Ablösungen für die lange Winternacht, kommt also pro Mann durchschnittlich 7 Stunden zum Stehen. [...] Übernächtigt und bleich [...] klettern die Müden auf ihren Strohsack«, klagte Paul Ludwig im November 1915.¹⁰

Auch unter schlechter Ernährung hatten die Soldaten zu leiden, wenngleich die Versorgungslage schwankte. Die in Feldküchen hinter der Front zubereiteten Mahlzeiten brachten Essensträger in die vorderen Gräben. Wenn die Verbindungswege zu stark beschossen wurden, mussten die Soldaten im Kampfeinsatz oft lange auf ihre Verpflegung warten. Über deren Qualität äußerten sich die Kriegsteilnehmer unterschiedlich. »Mir schmeckt's ganz kolossal«, berichtete Adolf Mann seiner Verlobten Elisabeth Gaiser in Stuttgart am 4. März 1915. Der badische Leibgrenadier Hermann Föllner aus Königsbach hingegen klagte Anfang 1916, nachdem er von einem Heimaturlaub an die Front zurückgekehrt war: »Mein Appetit lässt hier sehr zu wünschen übrig, [...] denn es dauert schon wieder einige Tage, bis man sich wieder an die Feldküche gewöhnt hat.«¹¹ Mit zunehmender Kriegsdauer wurde neben der Qualität auch die Quantität der Nahrung ein Problem. Karl Krämer aus Stuttgart schimpfte im April 1918: »Wir bekommen allmählich nur so viel, daß wir nicht verhungern.« Die karge oder doch zumindest eintönige Kost führte

oft zu Verdauungsproblemen und Durchfall.¹²

Zu den körperlichen Unbilden kam noch die permanente Todesangst der Männer: »Auf Schritt und Tritt ist der Tod unser Begleiter und schon zu oft stand ich Auge in Auge vor seiner Einladung«, schrieb Hermann Föller im Oktober 1915.¹³ Gerade die Mischung von vergleichsweise banalen Sorgen wie Kälte und schlechtem Essen sowie wochenlangem Trommelfeuer und Lebensgefahr, von monotonem Stellungskrieg und gigantischen Materialschlachten, zermürbte die Männer.

Die Sinneseindrücke in der Etappe

Nach fünf bis zehn Tagen in vorderster Linie wurden die Soldaten abgelöst und kamen zur Erholung in die Etappe, dem »Gebiet hinter der Front, in dem sich Versorgungsdienste und -einrichtungen, Lazarette, Ausbildungs-, Ersatz- und Sicherungstruppen sowie Verwaltungsbehörden befanden« (Brockhaus). Die Sinneseindrücke in dieser vergleichsweise ruhigen Zone unterschieden sich stark von denen an der Front.

Der Sehsinn unterlag hier nicht mehr der Einschränkung durch den Grabenkrieg. Der in der Etappe stationierten Fliegertruppe bot sich sogar ein völlig neuer Blick auf die Welt: Ein grenzenloses Panorama der Kriegsgebiets. »Die Menschen sahen wie Puppen aus und Ostende lag in ungeahnter Pracht unter uns. Wir sahen Nieuwpoort, die feindlichen



Soldaten mit improvisierten Musikinstrumenten um 1915
(Foto: Haus der Geschichte Baden-Württemberg)

Schützengräben [...]. Ach, die Herrlichkeiten kann ich dir, lieb Kind, gar nicht schildern«, schwärmte Festungsbaumeister Friedrich Steinle am 18. April 1915 gegenüber seiner Frau in Ulm, nachdem er an einem Beobachtungsflug an der belgischen Küste hatte teilnehmen dürfen.¹⁴ Das ästhetische Erlebnis diente handfesten militärischen Zwecken: Luftaufnahmen zeigten exakt den Frontverlauf und die Position von feindlichen Stellungen sowie die Wirkung des eigenen Artilleriefeuers. Zu »Reihenbildern« zusammengesetzt ergaben sie Luftbildkarten, die dabei halfen, größere militärische Operationen vorzubereiten. Um detailgenaue Aufnahmen aus großer Höhe machen zu können, wurden riesige Kameras, sog. Fliegerkammern mit Brennweiten von 50 und 70 Zentimetern eingesetzt, die wie Teleobjektive wirkten.¹⁵

Das akustische Inferno des Trommelfeuers bekamen die Männer nur noch gedämpft mit: »Wie ein dumpfes Rollen gleitet der ferne Kanonendonner durch unser friedliches Tal. Man fühlt sich geborgen«, berichtete Paul Ludwig seinem Vater im März 1917.¹⁶ Statt



Operationshauptbesteck von 1915 (Foto: Aesculap AG Tuttlingen)

dem Schlachtenlärm erklangen in der Etappe Musik und Gesang, um die Moral der Männer zu stärken. Militärmusiker spielten Marschmusik und gaben Blaskonzerte, wer im zivilen Leben Musiker war, spielte Kammermusik auf improvisierten, selbst gebastelten Instrumenten. Soldaten sangen populäre Lieder wie das vom »Argonnerwald«. »Leute die sozusagen fast schlapp sind, erhalten durch den Gesang neuen Mut & Kraft«, berichtete ein Soldat dem Deutschen Volksliedarchiv.¹⁷

Der Krieg klang in der Etappe nicht nur angenehmer als an der Front, er schmeckte auch besser: »Gries-Suppe. Beefsteak und geröstete Nudeln. Blumenkohl. Aal mit Reis. Erdbeeren. Schlagrahm. Kaffee« speiste Leutnant Mann im Offizierskasino am 15. Juni 1917. Den Mannschaften erging es weniger glänzend, wie Hermann Föller berichtete. Im Juli 1915 bat er seine Familie in Königsbach um Geld, mit der Begründung: »Wenn man tagein tagaus immer ein und dasselbe Essen hat, sehnt man sich gelegentlich auch nach etwas anderem [...]. Kaufgelegenheit gibt es

hier genug bei den Markentendern. Natürlich ist alles sehr teuer [...].«¹⁸ War die Ernährungslage einfacher Soldaten in der Etappe auch keinesfalls so rosig wie die der Offiziere, so hing die Nahrungszufuhr hier zumindest nicht vom lebensgefährlichen Einsatz von Essensträgern ab. Zudem zögerten die Männer nicht, sich auf Kosten der Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten zu bedienen. Reserveleutnant Karl August Zwiffelhoffer aus Rastatt berichtete im September

1914: »Um den Magen zu befriedigen, übersieht man gerne alle kulturellen Gewissensbisse, und eine Hühnersuppe von gestohlenen Hühnern schmeckt nun einmal nicht schlechter als von gekauften.«¹⁹

Viele Sinneseindrücke in der Etappe waren demnach – wie nicht anders zu erwarten – weit harmloser als an der Front, ja mitunter geradezu angenehm. Unter den Schwerverwundeten in den Feld- und Etappenlazaretten ballte sich hingegen das körperliche Leid des Krieges in schlimmster Form. Die Diakonisse Lene Hofmann aus Schwäbisch Hall berichtete vom chirurgischen Alltag im Lazarett: »Heute waren wir von 10–2 Uhr und von 3–8 Uhr im Operationszimmer und doch wurde unser Arzt nicht fertig. [...] Es sind so viele Kopfschüsse, schreckliche Knochenzersplitterungen, Amputationen, Herausnehmen von Augen. Einem 21-Jährigen wurden beide Füße abgemacht.« Immerhin standen die Chancen gut, lebend aus dem »Operationszimmer« herauszukommen. Die Sterblichkeit nach Eingriffen lag deutlich niedriger als in früheren

Konflikten, vor allem weil verstärkt auf Asepsis und Antiseptika geachtet wurde. Beispielsweise wurde das Operationsbesteck regelmäßig ausgekocht und dadurch sterilisiert.

Aber auch körperlich unversehrte Soldaten wurden in der Etappe nicht unbedingt ihres Lebens froh, wie ein Bericht Hermann Föllers vom Mai 1917 aus der »Ruhe im Waldlager« zeigt: »Ein wunderschöner Maiensonntag. [...] Was werdet Ihr wohl heute am Sonntag arbeiten müssen, während wir hier umherliegen und die schöne kostbare Zeit auf so traurige Weise totschiessen?«²⁰ Neben dem Gefühl der Langeweile belasteten vor allem Heimweh und Sehnsucht die Männer, die in der Etappe viel Zeit hatten, an ihre Familien in der Heimat zu denken. Friedrich Steinles Frau Alwine hatte erst im März 1914 Zwillinge geboren, und dementsprechend groß war Steinles Kummer über die Trennung ab August. Mit Wehmut verfolgte er die Entwicklung seiner Kinder, an der er kaum Anteil nehmen konnte: »Ich kann es gar nicht begreifen, dass sie schon so groß sein sollen und ich habe sie eben immer noch vor Augen als kleine Wacker als ich ins Feld zog«, seufzte er in einem Brief vom 2. Februar 1915, als ihm Alwine ein Foto der Zwillinge geschickt hatte. Neben Bildern tauschte das vom Krieg getrennte Ehepaar regelmäßig Briefe mit getrockneten Blumensträußchen aus: »Sie bringen mir immer etwas Heimatluft und Heimatliebe mit und erinnern mich an schönere Tage meines Lebens«, schrieb Steinle wehmütig am 22. Juli. Von ihm sind wiederum über 150 Briefe an Alwine mit Blumen erhalten. Sich gleichsam über Duft bzw. Geruch in die Heimat zu versetzen, ermöglichten Steinle nicht nur Blumen. Alwine schenkte ihm zu Weihnachten 1914 Zigarren, die ihn noch am 15. Juli 1915 beglückten: »So oft ich dir ein Briefchen schreibe, stecke ich mir eine davon an, die

weil ich dann etwas heimatliche Luft um mich herum habe.«²¹

Ein unbeschwertes Leben war demnach auch in der Etappe, außerhalb unmittelbarer Lebensgefahr, kaum möglich. Dies galt ebenfalls für die Menschen in der Heimat, obwohl sie die dem eigentlichen Kriegsgeschehen noch weiter entrückt waren.

Sinneseindrücke in der Heimat ■

Was an der fernen Front geschah, bekam man in der Heimat vor allem in Form von Propagandabildern zu sehen. Die Schützengräben darauf waren ordentlich, sauber und wiesen keine Gefechtsspuren auf. Die Soldaten wirkten gut gelaunt und gut genährt. Der offensichtlich gestellte Charakter der Bilder wurde mitunter nicht einmal gelehrt: »Selbst wenn der Kriegsphotograph unter Lebensgefahr in den vordersten Schützengraben geht und dort eine Aufnahme macht, so wird das Bild in den meisten Fällen eine höchst langweilige Landschaft zeigen, die nur durch Drahtverhaue und frisch aufgeworfene Erdwälle gekennzeichnet ist«, erklärte die »Berliner Illustrierte Zeitung« 1915 und behauptete, nur inszenierte Bilder gewährten »einen richtigen Eindruck« vom Kriegsgeschehen.²²

Die Ankunft von Lazarettzügen ließ freilich die propagandistisch ausgeblendete Schattenseite des Krieges erahnen: »Wenn so ein Sieg nur nicht immer die großen Opfer an Menschenleben kosten würde. Heute kamen sehr viel Verwundete hierher«, klagte Friederike Ludwig aus Stuttgart Ende August 1914. In württembergischen Lazaretten wurden über 600 000 Verletzte behandelt, in Freiburg, der größten Lazarettstadt Badens, waren es allein 150 000. Um einer Gefährdung der Moral entgegenzuwirken, verbreiteten

die Lazarette Bilder von fröhlichen Patienten, die schmerzfrei wirkten und höchstens minimale Spuren einer Verwundung, etwa saubere weiße Armschlingen, aufwiesen. Die Existenz von Verletzten wurde auf diese Weise zwar eingeräumt, ihr Leid aber in extremer Weise relativiert.²³

Ähnliches galt für die Männer, die als »Kriegskrüppel« zurückkehrten, also Gliedmaßen verloren hatten. Um ihre Arbeitsfähigkeit wiederherzustellen, bemühten sich Ärzte und Ingenieure um die Entwicklung geeigneter Prothesen. Sie verstanden den menschlichen Körper als »technisches System«, das durch »Ersatzteile« repariert werden konnte. Filme und Bücher zeigten »Vorführinvaliden«, die an Metallarme Schaufeln, Feilen etc. ansteckten und damit arbeiteten. Auch hier wurde dem Publikum suggeriert, die bitteren, physischen Schäden des Krieges im Griff zu haben und sogar zu einem Gutteil beheben zu können. Viele Invaliden kamen mit ihren Prothesen jedoch in Wahrheit nicht zurecht und trugen sie fast nie. Gewisse Fortschritte machte die Prothetik im Krieg dennoch. Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch versuchte, einen »führenden« Armersatz zu entwickeln. Er perfektionierte im Reservelazarett Singen ein Operationsverfahren, das die nach der Amputation einer Hand noch im Armstumpf vorhandenen Muskeln zur Betätigung der Prothese nutzbar machte. Sauerbruch legte dafür einen mit Haut ausgekleideten »Tunnel« durch die Stumpfmuskulatur, in den ein Elfenbeinstift eingefügt werden konnte. Dieser wurde durch Muskelkontraktion bewegt und betätigte dadurch einen Zugmechanismus in der Handprothese, der deren Finger bewegte. Diese mit eigenem Körpergefühl zu bedienende Prothese gilt in mancher Hinsicht sogar als den heutigen myoelektrischen Ersatzgliedern überlegen.²⁴

Mit der Vorstellung, man könne die Invaliden »wiederherstellen« verband sich die Einstellung, selbige hätten kein Recht, ihren Opferstatus offensiv nach außen zu tragen und finanzielle Ansprüche an die Gesellschaft geltend zu machen. Es sei »nicht deutsche Art«, »sein Leid auf die Straße zu tragen«.²⁵ Ähnliches galt für die Hinterbliebenen der Kriegstoten. Ca. 80 000 württembergische und 60 000 badische Soldaten wurden getötet und das Ausmaß der Verluste ließ sich nicht verschleiern. Weinende Familien wollte man dennoch nicht sehen. Der Schmerz um diese Verluste dürfe zwar »das eigene Herz beherrschen«, aber »nicht in die Öffentlichkeit treten«, erklärte der badische Zentrumsminister und spätere Reichskanzler Constantin Fehrenbach 1915 in Freiburg.²⁶ Der Bischof von Rottenburg, Wilhelm von Keppler, ging sogar noch weiter und behauptete 1915: »Guter Krieger ist nicht bloß menschlich schön und erhaben. [...] Er wird zum heiligen Sterben.« Dementsprechend wirke auch der Schmerz der Angehörigen »nicht niederdrückend und beelend, sondern eher erhebend, aufrichtend, bereichernd.« In vielen Fällen wirkte der Soldatentod allerdings durchaus »niederdrückend«. Bei manchen Ehefrauen getöteter Soldaten löste der emotionale Schmerz über den Verlust offenbar eine physische Reaktion aus, viele klagten über Herzprobleme und Erschöpfung. »Dieser furchtbare Moment ist nicht zu beschreiben, [...] es warf mich aufs Krankenlager«, erzählte eine »Kriegerwitwe« über die Nachricht vom Tod ihres Mannes.

Verschärft wurde die Trauer dadurch, dass die mit ihr verbundenen Rituale, wie das letzte Geleit oder auch Besuche am Grab, unmöglich waren. Die Trauernden konnten nur hoffen, zumindest ein Foto von der letzten Ruhestätte zu erhalten. Nachdem Hermann

Föllner im Juli 1917 bei Verdun getötet und auf einem Soldatenfriedhof in der Etappe beige-
 setzt worden war, sandte ein Kamerad aus Kö-
 nigsbach der Familie »ein Bild von Hermann
 seinem Grab«. Er versprach auch: »Ich sende
 Euch noch die Platte und soviel Bilder Ihr ha-
 ben wollt.« Offenbar konnten die Angehöri-
 gen gar nicht genug Abzüge des Fotos haben,
 dessen Betrachtung den realen Friedhofsbe-
 such ersetzen musste. Teilweise klammerte
 man sich auch an makabre Andenken. Die
 Witwe von Wilhelm Glenz aus Seefeldern bei
 Müllheim etwa bekam den Granatsplitter zu-
 gesandt, der ihren Mann im August 1918 ge-
 tötet hatte und machte daraus einen Anhän-
 ger, den sie um den Hals trug.²⁷

Andere typische Sinneseindrücke an der
 »Heimatfront« hingen vor allem mit allgemei-
 nem Mangel zusammen. Die britische Ma-
 rine schnitt Deutschland von Rohstoff- und
 Nahrungsimporten ab, was sich in vielen
 Bereichen des täglichen Lebens bemerkbar
 machte. Mehr und mehr »schmeckte« man
 den Krieg, wie die Verlegersgattin Charlotte
 Herder aus Freiburg i. Br. 1917 in ihrem Ta-
 gebuch notierte: »Wenn [...] mein Frühstück
 hereinkam, [...] der Kräutertee und Ziegen-
 milch, das schwammige Brot und die Rüben-
 marmelade, dann wurde es mir immer etwas
 schwach zumut.«²⁸ Ersatznahrungsmittel be-
 stimmten zunehmend den Speiseplan, etwa
 Limonade aus Rosskastanien, Brot aus Tro-
 ckenkartoffeln und die berühmten Steck-
 rüben, die zur Zubereitung diverser Speisen
 benutzt wurden, vom Eintopf bis eben hin zu
 Marmelade. Für wohlhabende Deutsche wie
 Charlotte Herder handelte es sich dabei um
 eine bloße Unannehmlichkeit, der außerdem
 auf dem Schwarzmarkt abgeholfen werden
 konnte. Für weniger Gutsituierte wuchs sich
 das Ernährungsproblem, das durch Bürokratie
 und Misswirtschaft noch verstärkt wurde,



Hermann Föllners Grab in Frankreich 1917
 (Foto: Susanne Asoronye)

zur existentiellen Bedrohung aus. Manche
 Schätzungen führen bis zu 800 000 Tote auf
 die Folgen des Mangels zurück. In Südwest-
 deutschland war die Situation offenbar etwas
 besser, aufgrund der agrarischen Prägung der
 Region. Viele Einwohner waren zumindest
 Nebenerwerbslandwirte und konnten sich
 auf diese Weise versorgen. In größeren Städ-
 ten wie Mannheim, Karlsruhe oder Stuttgart
 herrschten jedoch ähnlich schlechte Verhält-
 nisse wie im übrigen Reich. Der Oberbürger-
 meister von Mannheim, Theodor Kutzer, be-
 richtete von Volksaufläufen vor dem Rathaus,
 vor allem von Kriegerfrauen, die drohten, sich
 oder ihre Kinder zu töten, da sie nichts mehr
 zu essen hätten. Tatsächlich war die Ernäh-
 rungslage in der Heimat schlechter als an
 der Front, da das Heer bevorzugt versorgt
 wurde.²⁹



Papiergarnhemd aus der Kriegszeit
(Foto: Bernd Eidenmüller)

Rohstoffe wie Baumwolle wurden ebenfalls knapp und machten den Krieg in der Heimat am eigenen Leib spürbar: Garn aus Papierfasern wurde zur Textilproduktion verwendet. Die entsprechende »Papierkleidung« war unangenehm zu tragen und bot kaum Schutz gegen Kälte. Fette mussten ebenfalls rationiert werden, weshalb beispielsweise der Fettanteil von Seifen auf 20% festgelegt wurde. Die Folge war, dass eine effektive Körperhygiene zusehends schwierig wurde. Ein Freiburger Schularzt klagte über »die mit Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre« in den Schulzimmern, wo sich schlecht gewaschene Kinder mit schmutziger Kleidung drängten.³⁰

Auch akustisch machte sich der Mangel bemerkbar, etwa im Verstummen der Glocken. Diese wurden ab März 1917 wegen Metallmangels beschlagnahmt und eingeschmolzen. »Unsere Glocken sind am 28. Juni 1917

vom Turm heruntergeholt worden. An einem langen Seile sah man die Glocken langsam zu Erde niedergleiten. Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden und sah wehmütigen Blickes diesem Schauspiele zu«, erzählte ein Lehrer aus Tiefenbach bei Heidelberg.³¹

Ein Charakteristikum der Kriegswahrnehmung im deutschen Südwesten war das Geheul von Sirenen, die vor feindlichen Luftangriffen warnten und der Lärm explodierender Fliegerbomben. »Als ich aber bei einem Blick nach oben die kleinen silberglänzenden Flugzeuge [...] erkannt hatte [wurde ich] [...] von einer unbegreiflichen Gewalt nach vorwärts und auf den Boden geschleudert, zugleich erreichte mich der Donner einer schweren Explosion«, erinnerte sich ein damals elfjähriger Freiburger an einen Angriff im April 1915.³² Aufgrund der geringen Reichweite damaliger Flugzeuge waren badische Städte besonders betroffen: 678 von 746 bei Luftangriffen getöteten deutschen Zivilisten waren Badener.³³

Die Luftangriffe zwischen 1914 und 1918 waren zwar harmlos im Vergleich zu denen im Zweiten Weltkrieg, hoben jedoch die Trennung zwischen lebensbedrohender Front und friedlicher Heimat auf und machten den Krieg zu einem universalen Erlebnis. Die Sinne der zu Hause Gebliebenen erreichte er, wie gezeigt, auch noch auf verschiedene andere Weisen. Unberührt blieb niemand, egal wo er den Konflikt erlebte.

Fazit ■

Eine Sinnesgeschichte des Krieges kann auf vielfältige Weise dabei helfen, die Kriegserfahrung der Zeitgenossen nachzuvollziehen – oder sich ihr zumindest anzunähern. Sie ver-

deutlich, wie umfassend der Krieg das Leben von Soldaten an der Front wie von Zivilisten in der Heimat beeinflusste: Von der Unmöglichkeit, sich selbst zu Waschen und dem unentrinnbaren Gestank der Mitmenschen und der Umgebung über den Geschmack des Essens, die Art, wie sich Kleidung anfühlte, die Kälte während einer Nachwache im Schützengraben, über den Blick durchs Scherenfernrohr oder das Objektiv der Fliegerkammer, das Trommelfeuer tausender Geschütze, das Stöhnen der Verwundeten, bis zum Verstummen der Kirchenglocken und dem Lärm der Luftschuttsirenen. Der Ansatz, den Krieg unter dem Aspekt der sinnlichen Wahrnehmung zu betrachten, verdeutlicht, dass das Leiden am Krieg nicht nur aus Tod und Verwundung erwuchs, sondern auch aus vergleichsweise banalen Sorgen wie Monotonie, Kälte, Heimweh und schlechtem Essen.

Offensichtlich wird zudem die fundamentale Vielseitigkeit und vor allem Widersprüchlichkeit der Kriegserfahrung. Das individuelle Erleben hing von vielen Faktoren ab, etwa der sozialen oder geografischen Position, in der man den Konflikt mitmachte. Lange- weile in der Etappe kontrastierte mit Todesangst im Schützengraben, das Festmenü der Offiziere mit der kargen Nahrung der Mannschaften, die Versorgung der Soldaten mit der der Zivilisten, der Weitblick des Fliegers mit der eingeschränkten Sicht des Grabenkämpfers, der Alltag in den Lazaretten mit den geschönten Bildern davon usw. Regionale Unterschiede spielten keine große Rolle, den Badenern und Württembergern erging es kaum besser oder schlechter als den übrigen Deutschen, von einer etwas erträglicheren Ernährungslage und den besonders heftigen Luftangriffen abgesehen.

Vermutlich resultierte nicht zuletzt aus der Ambivalenz der Kriegserfahrung die Unmög-

lichkeit, sich in den 1920er-Jahren auf eine einheitliche Kriegserinnerung zu einigen. Heute erschwert die Widersprüchlichkeit des Erlebens erst Recht den Zugang zu den Erfahrungen von vor hundert Jahren. Der Blick auf die Sinneseindrücke hilft jedoch dabei, die gegensätzlichen Wahrnehmungen einzuordnen und den existentiellen Charakter des Ereignisses Krieg für die Betroffenen zumindest ein Stück weit nachzuvollziehen. Auf diese Weise ist es möglich, mit dem Ersten Weltkrieg mehr zu verbinden, als nur Schlagworte wie »Verdun« und »Somme« oder abstrakte Verlustzahlen.

Anmerkungen

- 1 Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Helmuth Kiesel. Stuttgart 2013, S. 214.
- 2 Zitat bei Modris Eksteins: Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Hamburg 1990, S. 263 f.
- 3 Walther Ludwig (Hg.): Der Erste Weltkrieg in Briefen. 201 Briefe aus der Korrespondenz von Paul Ludwig in den Jahren 1914–1918. Leinfelden-Echterdingen 2002, S. 111.
- 4 Zitat bei Heimo Schwilk: Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben. München 2007, S. 109.
- 5 Vgl. Franziska Dunkel: Lärm. In: Fastnacht der Hölle 2014. Der Erste Weltkrieg und die Sinne. Katalog zur Großen Landesausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Stuttgart 2014, S. 44–47.
- 6 Vgl. Sebastian Dörfler: Tod und Verwesung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 36 f. Die Feldpostbriefe und Kriegstagebücher von Adolf Mann befinden sich in der Sammlung Fischer des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg; 2011/1460.
- 7 Vgl. Sebastian Dörfler: Gaskrieg. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 14–17.
- 8 Aufzeichnungen und Dokumente von Richard Fischer befinden sich in der Sammlung Zeller des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg; 1998/196/01.
- 9 Vgl. Sebastian Dörfler: Verwundung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 40–43.

- 10 Vgl. Sebastian Dörfler: Kälte. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 32 f.
- 11 Vgl. Susanne Asoronye (Hg.): Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers 1914–1917. Königsbach-Stein 2012, S. 140.
- 12 Vgl. Franziska Dunkel: Verpflegung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 50–55.
- 13 Vgl. Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 113.
- 14 Sammlung Steinle des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg: 2012/1081.
- 15 Vgl. Johannes Häußler/Sebastian Dörfler: Aufklärung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 64–69.
- 16 Ludwig, Der Erste Weltkrieg in Briefen, S. 139.
- 17 Vgl. Franziska Dunkel: Motivation fürs Ohr. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 80–83.
- 18 Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 94.
- 19 Vgl. Dunkel, Versorgung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 92–97.
- 20 Asoronye, Feldpost eines badischen Leib-Grenadiers, S. 252.
- 21 Vgl. Sebastian Dörfler: Leben in der Etappe. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 98–105.
- 22 Vgl. Franziska Dunkel: Propaganda im Bild. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 124–127.
- 23 Vgl. Sebastian Dörfler: Verwundung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 154–155.
- 24 Vgl. Sebastian Dörfler: Verstümmelung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 148–153.
- 25 Vgl. Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923. Paderborn u. a. 2008, S. 290.
- 26 Vgl. Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009, S. 308.
- 27 Vgl. Sebastian Dörfler: Trauer. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 142–147.
- 28 Zitat bei Chickering 2009, S. 261.
- 29 Vgl. Franziska Dunkel: Versorgung der Zivilbevölkerung. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 110–115.
- 30 Vgl. Sebastian Dörfler: Mangel. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 116–119.
- 31 Vgl. Franziska Dunkel: Klänge des Mangels. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 136–139.
- 32 Zitat bei Chickering, Freiburg im Ersten Weltkrieg, S. 98.
- 33 Vgl. Franziska Dunkel: Luftalarm. In: Fastnacht der Hölle 2014, S. 132–135.



Anschrift des Autors:
 Dr. Sebastian Dörfler
 Haus der Geschichte
 Baden-Württemberg
 Urbansplatz 2
 70182 Stuttgart